

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des
ganzen Jahrgangs von 52 Nummern
8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene
Petitzelle 1 Ngr. — Abonnement neh-
men alle Postämter, Kunst- und Buch-
handlungen an. Vom Verleger direct
bezogen kostet der Jahrg. nur 6 Thlr.

Abend.



Zeitung.

Sechsdreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Zweiter Jahrgang.

No. 19.

Donnerstag, am 6. Mai.

1852.

Sophie Septimia von Richelieu.

Von Karl Mächler.

(Schluß.)

Der Gräfin wollte bei Lesung dieser Briefe das Herz brechen, sie las sie unter einem Strom von Thränen, und der Freund ihres verstorbenen Geliebten lag mit geschlossenen Augen da, kein Laut kam über seine Lippen. Nachdem die Gräfin die Briefe an Herrn v. Poitiers unter Thränen und und bleich wie eine Leiche, schweigend zurückgegeben hatte, sprach er: „der Schreiber dieser Briefe, meine gnädige Gräfin, dessen Verlust wir Beide schmerz- lich bedauern und um den Ihre Thränen fließen, hatte für mich keine Geheimnisse und ich habe ihn geliebt, wie ein zärtlicher Vater seinen Sohn. Er hat uns sein Ebenbild in einem Jüngling hinter- lassen, der mit ihm beinahe in gleichem Alter ist, und den er brüderlich liebte. Er heißt Severin. Er ist arm, ich lebe von meinen Leibrenten, da ich meine Güter bereits längst verkauft habe, und auch dies Hôtel gehört mir nicht mehr. Ich werde aber dafür sorgen, daß er einen Theil meines Mobi- liarvermögens erhält, ich habe ihm meine Tischser-

vice und meine Juvelen bestimmt; Beides ist we- nigstens 70,000 Thaler werth. Aber aus Grün- den, die ich Ihnen nicht sagen kann, und die auch Ihre Aufmerksamkeit nicht verdienen, möcht' ich nicht, daß mein Verhältniß zu diesem jungen Manne bekannt werde und daß ich ihm einen Theil mei- nes Vermögens als ein Vermächtniß nach meinem Tode bestimmt habe. Ich wage daher die Bitte, meine gnädige Gräfin, um die Annahme eines Le- gats von 20,000 Pistolen, welches ich Ihnen ver- machen werde, und das ich ihm bestimmt habe.“

„Dieser junge Mann,“ setzte er hinzu, „nennt sich von Guy, seit des Grafen von Gisors Tod ist er ganz verlassen, da sein Vater, der Marschall v. Bellisle, dessen außer der Ehe erzeugtes Kind er ist, ihn gänzlich verleugnet. In seiner Ver- zweiflung hat er sich, trotz Allem, was ich ihm zu seiner Beruhigung gesagt habe, als Gemeiner an- werben lassen; man ist mit seiner Aufführung voll- kommen zufrieden.“

„Er galt für den rechtmäßigen Sohn eines vor einigen Jahren gestorbenen Ritters von Guy, und mit dem, was ich ihm auf diese Weise hinterlasse, braucht er Niemandem zur Last zu fallen, und Al- les, was ich von Ihnen, gnädige Frau, zu erbitten

wage, besteht darin, daß Sie ihn mit Ihrem Schutze beehren."

Nach dem, was der Marschall v. Richelieu seiner Tochter von seinem freundschaftlichen und vertrauten Verhältniß mit Herrn v. Poitiers in seinen jungen Jahren gesagt, hatte sie ganz andere Eröffnungen von Letzterem erwartet, und es fiel ihr auf, daß er bei seinem Anliegen des Marschalls gar nicht gedacht hatte.

Sie war in einer peinlichen Verlegenheit; es schien ihr lieblos, einem alten Manne, der schon auf seinem Sterbebette lag, eine Bitte zu verweigern, die ihren Grund nur im Mitleid, für einen, so grausam von seinem eigenen Vater, einem so hartem Loos preisgegebenen Sohn hatte, und ihm dadurch den Todeskelch zu verbittern; aber sie fühlte sich dagegen auch durch den Gedanken beunruhigt, daß die Simulation eines Vermächtnisses Veranlassung zu unverdienten, ihre Ehre kränkenden Glossen geben würden, die sie nicht widerlegen könnte, ohne sich den Marschall v. Bellisle, seine Familie und seinen Anhang zu bitteren Feinden zu machen. Sie schwieg lange, endlich sprach sie mit ihrer melodischer Stimme, ihre wunderschönen Augen mit einem Blick zärtlichen Mitleids auf den Vicomte richtend:

„Sie können wohl überzeugt sein, Herr von Poitiers, daß ich mit großem Vergnügen Ihren Vorschlag annehmen würde, wenn ich nicht glaubte, daß Ihre edelmüthigen Absichten auf eine Weise erfüllt werden könnten, die Ihnen mehr Gewähr leistete, als ich im Stande bin in meiner abhängigen Lage als Gattin des Grafen von Pignobello Ihnen zu versprechen. Sie haben meines Vaters, des Marschalls von Richelieu gar nicht erwähnt, und doch hat er mit vieler Wärme und einer innigen Dankbarkeit Ihrer Freundschaft in seinen jungen Jahren gedacht. Sie sollten sich an ihn mit Ihrem Anliegen wenden, ich bin fest überzeugt, er wird sich gewiß dazu verstehen, Ihrem Anerbieten, schon als einen Beweis seiner Dankbarkeit mit der größten Freude Gehör zu geben und nicht allein die geheime Bestimmung Ihres Vermächtnisses auf das Gewissenhafteste erfüllen, sondern auch dem jungen v. Guy mehr und wichtigeren Schutz verleihen, als ich."

„Meine gnädige Gräfin," versetzte v. Poitiers, „ich hab' Ihren Herrn Vater gewiß nicht vergessen,

die Erinnerungen an Jugendfreundschaften erlöschen nicht im Herzen, die wahrer Freundschaft fähig sind. Wenn ich aber seiner bei unserer Unterredung nicht gedachte, so geschah dies aus dem Grunde, weil ich besorgte, Sie würden — wie doch jetzt unerwartet geschehen — mich an ihn verweisen, und dies wollte ich vermeiden. Ich habe ihm, ohne Ruhmredigkeit, einen sehr wichtigen Dienst geleistet, es sträubt sich dagegen mein Gefühl, als mache ich Ansprüche auf Wiedervergeltung.

Dieses Zartgefühl machte auf die Gräfin solchen Eindruck, daß sie ihm erklärte: „sie wolle sich zu seinem Vorschlage bequemen, nur bäte sie, ihr eine Frist von einem Tage zu gestatten, um mit Ruhe zu überlegen, unter welchen Bedingungen sie das simulirte Vermächtniß annehmen könne, ohne sich zu kompromittiren.

Herr v. Poitiers war damit zufrieden und sie kehrte in ihr Hôtel zurück. Nach Rücksprache mit ihrem Vater nahm sie das Legat unter den Bedingungen an, daß in dem Testament ihr Name nicht genannt, sondern statt dessen der ihres Beichtvaters, des Pfarrers von St. Johannis, genannt würde, aus dessen Händen sie das Geld in Empfang nehmen solle, und daß der von Guy nie erfahre, wie man ihr das Legat anvertraut habe, um ihn in dessen Besitz zu setzen; sie wolle es ihm zwar, nach dem Wunsche des Herrn v. Poitiers, selbst einhändigen, doch in Gegenwart ihres Beichtvaters und an einem dritten Orte, damit dem jungen Manne nichts verrathe, wer sie sei.

Diese Maßregeln wurden getroffen, um allen pedantischen Förmigkeiten des Grafen Pignobello vorzubeugen, und um nicht die Eitelkeit und den Argwohn des Marschalls v. Bellisle zu verletzen; von ihm, als Kriegsminister hing das künftige Glück des jungen v. Guy ab.

Herr v. Poitiers gab dazu seine Zustimmung, und die Gräfin glaubte und hoffte, durch diese Maßregeln alles gethan zu haben, um jedem persönlichem Verhältniß mit dem jungen Manne und den Aferreden von Lasterzungen vorzubeugen. Nur ein einzigesmal kam sie mit ihm auf kurze Zeit in Berührung und ohne sich dabei namhaft zu machen. Herr v. Poitiers starb einige Tage nach diesen Verhandlungen:

Die Königin von Portugal war einige Wochen zuvor gestorben und es sollte für sie in der Kirche Notre Dame die Todtenfeier gehalten werden.

Die Gräfin mußte sich, obgleich sie sich unwohl fühlte, wider ihren Willen auf Befehl ihres Gemahls bei dieser Todtenfeier und bei dem dazu prachtwoll errichteten Katafalk einfinden.

Sie gehorchte und erschien in voller Hofkleidung, aber in der Kirche schrie sie plötzlich laut auf und sank dann ohnmächtig nieder.

Sie erhielt sogleich den nöthigen Beistand und man brachte sie in ihr Hôtel zurück. Mehrere ihrer Freundinnen eilten, nach Beendigung des Todtenamts zu ihr, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen; sie war sehr leidend und wortkarg, so daß sich die ihr augenscheinlich lästigen Besuche bald entfernten; nur die Marquise v. Crequy, zu der sie großes Vertrauen hegte, bat sie, als auch sie sich beurlauben wollte, leise: „o bleiben sie doch bis alle Uebrigen fortgegangen sind. Ich möchte Ihnen gern mein Herz ausschütten.“

Die Marquise erfüllte diese Bitte, und als die Gräfin mit ihr allein war, sprach sie: „als ich dem Katafalk mich näherte und meine Verbeugung machen wollte, erblickte ich plötzlich den Grafen v. Gisors in voller Uniform. Mit einem Schrei stürzte ich ohnmächtig zu Boden. Man trug mich besinnungslos in die Sacristei und besprengte mich mit Weihwasser, bis ich wieder zur Besinnung kam.“

„Das ist nur ein Spiel Ihrer aufgetregten Phantasie gewesen, liebe Gräfin,“ meinte die Marquise: „da Sie sich unwohl befanden und Fieberschauer verspürt haben.“

„Glauben Sie das nicht!“ versicherte die Gräfin: „ich habe mich nicht getäuscht; ich sah ihn so deutlich vor mir, wie ich Sie jetzt sehe, und bin noch mehr todt als lebendig.“

Jetzt erinnerte sich die Marquise, daß ihr Herr v. Rivernois gesagt hatte: ein junger Soldat von der Garde sehe dem verstorbenen Grafen v. Gisors so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern, und sie äußerte daher gegen die Gräfin die Vermuthung, dieser Gardist habe wahrscheinlich bei dem Katafalk Wache gestanden.

„Dann ist er gewiß Gisors Bruder,“ sprach die Gräfin, und vergoß einen Strom von Thränen; „der Unglückliche, den sein Rabenvater so unmen-

schlich verleugnet! Noch hab' ich ihm sein Vermächtniß nicht eingehändigt!“ rief sie im Ton des Vorwurfs, voll Verzweiflung aus, und wurde gegen ihren Vorsatz ihr eigener Verräther über ein Geheimniß, daß sie sich streng gelobt hatte, Keinem zu offenbaren, der nicht schon davon unterrichtet wäre. „Ich muß mein Wort halten, ach! wenn auch sein Anblick alle meine noch nicht geheilten Wunden schmerzhaft aufreißen sollte!“

„Wer zwingt Sie, liebe Gräfin, ihn zu sehen,“ fragte die Marquise.

„Ein heiliges Versprechen, das ich einem Sterbenden auf seinem Todtenbette gegeben habe.“

Unter den heftigsten Gemüthsaufreregungen und schmerzhaftem Zucken der Nerven erzählte jetzt die Gräfin der Marquise unter dem Siegel der Verschwiegenheit die Uebereinkunft, die sie mit dem Herrn v. Poitiers wegen des jungen v. Guy getroffen hatte.

Die Gräfin wurde bald scheinbar wieder ruhiger, aber in ihrem Innern nagte desto heftiger der Schmerz über dieses Ereigniß, je mehr sie sich Zwang anthun mußte, ihn vor den Augen der Ihrigen und der Welt zu verhehlen; sie erwähnte selbst gegen ihre Freundin, die Marquise v. Crequy den jungen Gardisten, aber diese war zu feinführend, um das Gespräch auf ihn zu lenken; solche Grausamkeit wollte sie sich nicht zu Schulden kommen lassen.

Die Gräfin hatte den jungen v. Guy nach einer Kirche zu einer bestimmten Zeit durch ihren Beichtwater, den Pfarrer von St. Johannis bescheiden lassen. Sie begab sich dahin zu Fuß, einfach gekleidet und händigte ihm die vermachte Summe ein. Sie glaubte, die Erfüllung ihres dem verstorbenen Beschützer des natürlichen Sohnes des Marschalls v. Bellisle gegebenen Versprechens würde Keiner erfahren, dennoch war etwas davon kund geworden, und die Marquise v. Crequy hatte davon Nachricht bekommen. Sie sagte daher zu der Gräfin im Tone des Vorwurfs: „es hat mich nicht wenig überrascht, daß Sie dem jungen v. Guy ein Rendez-vous in einer Kirche abgehalten haben.“

Die Gräfin wurde feuerroth, senkte die Augen, biß sich auf die Lippen, und lispelte dann, nicht ohne Bitterkeit: „Sie halten es also für erlaubt,

sich daraus kein Gewissen zu machen, wenn man wortbrüchig wird?"

Von diesem Tage an trat eine gewisse Spannung zwischen den beiden Frauen ein, obschon sie gegen einander die conventionellen Artigkeiten beobachteten. Die Gräfin war gegen die Marquise, wenn sie solche bei ihrem Vater traf, immer so freundlich, wie zuvor, nur besuchte sie solche selten. So verfloß ein halbes Jahr. Der Namenstag des Königs sollte gefeiert werden. Den Abend zuvor war die Marquise v. Ereguy bei dem Marschall v. Richelieu und fragte sie bei der Tafel: ob sie am folgenden Tage nach Versailles fahren werde? Sie bejahte solches, und der Marschall, die Hand nach seiner Tochter ausstreckend, sagte: „meine Tochter wird auch dort sein. Wer von Beiden wird den Andern mitnehmen?"

Die beiden Damen sahen sich lächelnd an und die Marquise antwortete: „darüber werden wir uns schon einigen.“

Nach aufgehobener Tafel beschloßen Beide, in einem Wagen nach Versailles zu fahren und dort noch vor der Messe einzutreffen.

Die Gräfin hatte zu diesem Hoffeste auch die eleganteste geschmackvollste und kostbarste Toilette gemacht; ihre bezaubernde Schönheit wurde dadurch erhöht und allgemein bewundert. Es war die Verabredung getroffen, daß die Marquise die Gräfin zu diesem Feste in ihrer Berline abholen solle. Die Gräfin ließ sie aber früh des Morgens bitten, statt solcher in ihrer vis-à-vis zu ihr zu kommen, damit Beide ihre Kammerzofen mitnehmen könnten. Ihr Gesuch wurde erfüllt. Die Gräfin hatte, wie sie klagte, die ganze Nacht nicht geschlafen, und fühlte sich sehr angegriffen; doch sah man ihr dies nicht an.

Nach der Eur speisten die Gräfin und die Marquise bei der Prinzessin v. Tarent. Als demnächst die königliche Familie an der Tafel saß, wurde der Saal dem Publikum geöffnet. Nur zu einer der Thüren wurde Jeder eingelassen, er mußte aber ohne stehen zu bleiben, bescheiden um die Tafel herum und dann aus der andern wieder herausgehen.

Die Gräfin und die Marquise saßen nahe bei der Eingangsthür; die Gräfin war die letzte in der ersten Reihe, folglich mußten sich ihr die Eintretenden zuerst nähern.

Es entstand ein leises, von Ehrfurcht für den Monarchen unterdrücktes Geflüster zwischen dem Rittmeister der Garde du Corps und einem jungen Soldaten, der unbeweglich, wie eine Bildsäule der Gräfin gegenüberstand, und sie unverwandt anblickte. Es war ein bildschöner junger Mann. Er trug zwar nur die Montur eines gemeinen Gardisten, aber sein geistvolles Gesicht, seine wundervolle Haltung und sein ganzes Wesen unterschieden ihn vortheilhaft von seinen Kameraden. Es war der Halbbruder des Grafen v. Bisors, der junge v. Guy.

Die Gräfin erschrak heftig, sie zitterte an allen Gliedern, senkte die Augen und öffnete — ein grober Verstoß gegen die damalige Etiquette — ihren Fächer, um die Aufregung in ihrem Herzen, die sich auf ihrem Gesicht zeigen mußte, zu verbergen.

Der junge Gardist starrte indeß die Gräfin beharrlich an, ohne von der Gegenwart des Königs Notiz zu nehmen und ohne auf den Rittmeister zu hören, der ihm gebot, weiter zu gehen und den Nachfolgenden den Weg nicht zu versperren.

Er sah und hörte nicht — er wurde endlich mit Gewalt aus dem Saal geführt. Bei diesem strengen Verfahren stieß die Gräfin ein lautes Ach! mit schmerzhaftem Seufzer aus.

Dem König entging dies störende Intermezzo nicht. Er ließ den Rittmeister rufen: „Herr v. Teuffroy," sprach er so laut, daß es Viele hören konnten, den Kopf nach der Gräfin und der neben ihr sitzenden Marquise v. Ereguy wendend, doch ohne die Erstem anzusehen: „die Neuheit des Anblicks hat den jungen Mann überrascht und ihm seine Besonnenheit geraubt; vielleicht auch der Anblick der Königin," setzte er sich gegen diese verneigend und freundlich hinzu: „lassen Sie ihn daher ohne irgend eine Strafe für seinen Mangel an Subordination gehen. — Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, aber den jungen Mann entlassen Sie ohne weiteren Verweis." Die letzten Worte betonte der König auffallend und setzte hinzu: „Sie haben mich doch verstanden?"

Der Rittmeister verneigte sich demüthig und kehrte auf seinen Posten zurück.

Die Gräfin athmete hoch auf, als sei sie von einer großen Herzensqual erlöst worden; sie strengte sich zwar gewaltsam an, sich wieder zu fassen

sen, aber es wollte ihr nicht gelingen, und der Marschall v. Richelieu sah sie mehrmals zornig an.

Endlich wurde die Tafel aufgehoben, und die Stunde der Erlösung schlug für die Gräfin.

Ihre Sänfte stand unten in der Vorhalle, die zu den Gemächern der Prinzessin führte.

Als die Träger der Sänfte die Gräfin aufgehoben, rief eine Stimme im Ton leidenschaftlichen Entzückens: „Sie sind es! — Sie sind es wirklich!“

„Ja! ich bin es, warum soll ich es leugnen?“ antwortete die Gräfin.

Als sie wieder mit der Marquise (nach Paris zurückfuhr, sprach sie kein Wort, aber sie zerfloß in Thränen.

Die Verhaftung des Gardisten in dem Saal des Schlosses von Versailles, vor den Augen des Königs, des Hofes und eines zahlreichen Publikums aus allen Ständen, hatte großes Aufsehen gemacht; fast mehr aber noch die kurze Scene zwischen v. Guy und der Gräfin in der Vorhalle, nachdem die Gräfin in die Sänfte gestiegen war und fortgetragen wurde.

Bei Hofe und unter den Bewohnern von Paris verbreitete man viele sehr nachtheilige Gerüchte über das Verhältniß der Gräfin mit dem jungen v. Guy und gerade diejenigen, welche kein Bedenken trugen, sich in das Labyrinth von sehr unartigen Liebesintriguen zu verirren, waren am eifrigsten bemüht, sie mit den giftigen Pfeilen ihres Hasses und verläumberischen Lügen zu verwunden. So hieß es, sie sei bis zum Wahnsinn in den jungen Gardisten verliebt und habe ihn durch ein Billet zu einem Rendez-vous an einem dritten Orte bei einer bekannten dienstfertigen Gelegenheitsmacherin für Geld und gute Worte eingeladen. Sie sei dort verkleidet in der Tracht einer weiblichen Dienstbotin erschienen, um ihren hohen Stand und Namen nicht zu compromittiren, dort hätten vielfach solche geheime Zusammenkünfte stattgefunden, und der Gardist habe immer in der Meinung gestanden, sein Liebchen sei ein Mädchen aus niederem Stande; daher sein Erstaunen, als er in ihr, bei dem Eintritt in den Speisesaal des Schlosses von Versailles, in dieser vermeintlichen Grisette die hochgeborene und gefeierte Gräfin v. Pignobello erkannt, und

sein Ausruf, als er sie in der Sänfte wiedergesehen habe, erklärte sich aus dieser Entdeckung.

Diese gewissermaßen durch den Schein bestätigten Verläumdungen bestanden lediglich darin, daß die Gräfin den jungen v. Guy zu einer Einladung in die St. Johanniskirche schriftlich, ohne sich zu unterzeichnen, aufgefordert, daß sie ihn dort, einfach gekleidet, um ihren Stand nicht zu verrathen und ihm, um ihr dem Herrn v. Poitiers gegebenes Versprechen gewissenhaft zu erfüllen, das Legat des Legation in Gegenwart des Pfarrers übergeben hatte.

In dem jungen Mann das verjüngte Ebenbild ihres ihr durch den Tod geraubten Geliebten, den Grafen v. Sisors wieder zu sehen, hatte sie der Anblick so erschüttert, als sie ihn bei dem Katastroph der verstorbenen Königin von Portugal gewahrt geworden war. Lange hasteten ihre bezaubernden Augen auf v. Guy. Dann sprach sie endlich mit ihrer süßen, doch etwas zitternden Stimme wehmüthig: „ein unbekannter Mann, der großen Theil an Ihrem Schicksal genommen, hat in seinem Testamente Ihnen ein Legat hinterlassen, und mir den Auftrag erteilt, Ihnen solches im Beisein des Pfarrers von der St. Johanniskirche“ — sie deutete mit der Rechten auf diesen — „zu übergeben. Empfangen Sie es hier mit dem innigsten Wunsch meines Herzens, daß von diesem Augenblick an Ihnen ein günstiges Gestirn leuchten möge.“

Der überraschte junge Gardist wollte sprechen. Sie unterbrach ihn aber, indem sie mit ihrer schmalen lilienweißen Hand seine Lippen sanft berührte. „Keinen Dank! ich bin nur das Werkzeug eines über allen irdischen Dank erhabenen großmüthig Vollendeten, und so forschen Sie weder nach seinem, noch nach dem Namen derjenigen, die nur eine heilige, ihm gelobte Pflicht erfüllt hat.“

Sich mit der ihr eigenthümlichen Anmuth verneigend, verließ sie die Kirche mit dem Geistlichen und v. Guy blieb nichts übrig, als sich auch zu entfernen.

Der Anblick der Gräfin hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, ihre Schönheit, ihre Grazie, ihr holdseliges Wesen, die Worte, die sie gesprochen, hatten ihn bezaubert, ihr Bild umschwebte ihn immer wachend und träumend, er sehnte sich mit fieberhafter Unruhe, sie einmal wieder zu sehen, aber nach ihrem Namen zu forschen, wagte er nicht,

er verwarf es als ein Verbrechen, weil sie es ihm unterlagte, und er sie mit der schwärmerischen Liebe anbetete, der kein Opfer für das Ideal des Herzens zu schwer wird.

Daraus erklärte sich sein Erstaunen, als er das einfach gekleidete Mädchen in dem prachtvollen Anzuge einer großen Dame erblickte; als er nach seiner Verhaftung durch den Rittmeister ihren Namen erfuhr, der im Zorn ihm sagte: für die Impertinenz gegen die Gräfin v. Pignobello sollt Ihr exemplarisch bestraft werden, und dann sein stürmischer Ausruf bei der Sänfte, in welcher die Gräfin fortgetragen wurde.

Der Marschall v. Richelieu war wüthend über dieses Ereigniß; nach seinen Gesinnungen würde er seiner Tochter unbedenklich eine unsittliche Liebesintrigue verziehen haben, wenn sie nicht einen so Aufsehen machenden Scandal verursacht hätte, wie er sich schon, als er seine Einwilligung zu der Heirath des Grafen v. Gisors mit Septimia, der nachmaligen Gräfin v. Pignobello verweigert, deutlich genug ausgesprochen hatte; und die Vorwürfe, die er seiner schon tief erschütterten Tochter machte, vermehrten noch ihren Schmerz. Sie konnte es sich nicht verhehlen, daß sie den jungen v. Guy eben so innig liebte, wie den Grafen v. Gisors und sie zitterte, daß er das Opfer von Verfolgern werden würde. Ihre Furcht war auch nur zu gegründet, sie erfuhr, daß, trotz dem Befehle des Königs, der Marschall v. Bellisle seinen, außer der Ehe gezeugten und so empörend verleugneten Sohn, aus der Garde entfernen und daß er ihn nach dem ungesunden Senegal senden wollte, wo das Klima auf jeden Europäer so schädlich wirkt, daß er schon nach Verlauf eines Jahres eine Beute des Todes wird.

Ihren Vater um Schutz für den jungen Mann anzusuchen, wagte sie nicht, sie wandte sich daher an ihre Freundin, die Marquise v. Crequy und flehte unter Thränen, den Marschall v. Richelieu zu bewegen, daß er sich des so lieblos Verfolgten annähme und dessen Verbannung verhindere.

Die Marquise erfüllte ihren Wunsch, schilderte mit sehr lebhaften Farben das grausame Verfahren des Marschalls v. Bellisle gegen sein eigenes Blut, und die Verzweiflung seiner Tochter, weil sie

die unschuldige Ursache einer solchen Grausamkeit geworden wäre.

Der Marschall antwortete mit spöttischer Kälte: „wie können Sie von mir verlangen, Frau Marquise, daß ich mich für den hübschen Burschen verwenden und mich seiner annehmen soll, um meiner Tochter einen Gefallen zu erweisen? Ich würde meinen Schwiegersohn, wenn er auch bei seiner Indolenz nichts dawider hat, nicht so behandeln lassen, als ob er ein Dohle aus seinem Lande wäre, und ihm an seinen Hörnern Glocken hängen.“

Die Marquise, zwar gekränkt, und empört über diese herzlosen und frivolen Worte des Marschalls, unterdrückte ihren Verdruß, und um ihn günstiger zu stimmen, antwortete sie mit großer Geistesgegenwart in seinen Ton einstimmend: „gnädiger Herr, Sie sollten lieber Heu um die Hörner winden, wie bei Büffeln, um sich gegen ihre Stöße zu schützen. Ich versichere Sie, wenn Sie Ihre Tochter der Bosheit gewisser Damen, die große Ursache haben, zu schweigen, damit man sie nicht entlarvt und der längst verdienten Strafe Preis giebt, so wird es nicht an Ehrenmännern fehlen, um sie zu vertheidigen, und mein Gemahl nicht der Letzte sein, es auf eine energische Weise zu thun. Wird der arme v. Guy dem Schicksal überlassen, das der Haß seines Vaters ihm zubereiten will, wird Ihre arme makellose Tochter wahnsinnig werden, ehe ihr der Gram das Herz bricht, so wird ihr Tod, gnädiger Herr, Ihnen beständige Vorwürfe machen, und Sie sehen den Ruf der Gemahlin des Grafen v. Pignobello, der Welt gegenüber, aufs Spiel. Sie hat es mir feierlich gelobt, v. Guy nie wieder zu sehen.“

„Glauben Sie mir, gnädige Frau,“ erwiderte der Marschall, bei dem diese Worte tiefen Eindruck machten „mich dauert meine Tochter von ganzem Herzen; ich werde mich des jungen von Guy annehmen, sobald ich überzeugt bin, daß er es verdient. Ich kenne ihn gar nicht; ich werd' ihn erst zu mir kommen lassen, und Ihnen dann sagen, was ich zu seinem Besten thun kann, ohne mich zu compromittiren.“

Nach dieser Zusicherung des Marschalls beurlaubte sich die Marquise, und benachrichtigte die Gräfin von dem Erfolg ihres Besuchs bei ihrem Vater.

„Ich hoffe und wünsche,“ sagte die Marquise, daß der junge Mann auf Ihren Vater einen günstigen Eindruck machen möge.

„D!“ rief die Gräfin begeistert aus, „das wird er gewiß! daran zweifle ich nicht.“

Der Marschall hielt sein Wort, v. Guy wurde zu ihm beschieden; er unterhielt sich geraume Zeit mit ihm, und als die Marquise wieder zu ihm kam, sagte er zu ihr: „ich habe den jungen Mann kennen gelernt, und ich gestehe, man kann sich keinen sanfteren, doch auch, wenn es gilt, entschwiebeneren, liebenswürdigern und schöneren jungen Mann vorstellen, als er ist. Vielleicht kann ich ihm einen Schugbrief der Connetablerie verschaffen, wenn ich ihm ein Patent als Lieutenant der französischen Marschälle, oder als Secretair des Ehrengerichts *) ausfertigen lasse.“

„Der Marschall v. Bellisle darf dagegen keine Einwendungen machen, denn ich bin Vorsitzender in diesem Gerichte, und vertrete die Stelle eines Connetable.**) Will er mir die damit verbundenen Vorrechte streitig machen, so steh' ich ihm mit einem Paar scharf geladenen Pistolen zu Diensten, und schon seit seiner frühesten Jugend hat er es gescheut, damit etwas zu thun zu haben.“

Der Marschall ertheilte auch dem jungen v. Guy diesen Schugbrief, jedoch keinesweges aus wahrer Zuneigung für diesen jungen, so grausam verfolgten Mann, sondern aus Haß gegen den Marschall v. Bellisle; Beide waren sich spinnefeind, und dem Marschall v. Richelieu machte es Vergnügen, daß er sich des jungen v. Guy so kräftig annehmen konnte. Die Gräfin wurde ruhiger, die Sorge für den geliebten jungen Mann war verschwunden, und sie überließ sich der süßesten Hoffnung, daß er, bei seinen ausgezeichneten Eigenschaften, in der Folge eine ehrenvolle Laufbahn glücklich beenden werde. Vermied sie auch, treu ihrem Versprechen, es sorgsam, ihn wieder zu sehen, so konnte sie doch dem Drange ihres Herzens nicht widerstehen, wenn sich dazu eine günstige Gelegenheit zeigte, sich, ohne daß es auffiel, nach ihm zu erkundigen. Bei jedem Lobe, das ihm dann ertheilt wurde, verklärte sich ihr liebliches Gesicht,

*) Das damalige Marschallengericht.

***) Kronsfeldherr.

es war, als wenn eine Glorie sie umstrahle und ihre Augen glänzten noch wunderbarer.

Aber diese Flamme einer überirdischen sympathischen Liebe wurde plötzlich zerstört.

v. Guy war, nach Ausfertigung des Patents, als Lieutenant der Marschälle und Secretair des Ehrengerichts, und des damit verknüpften Schugbriefes, plötzlich in einer Nacht aus seiner Wohnung in der Straße St. Jakob verschwunden und vergebens gab man sich alle ersinnliche Mühe, die Art und Weise seines Verschwindens zu ermitteln und zu entdecken, wer darin die Hand im Spiel gehabt hatte. Wer den Haß des Marschalls v. Bellisle kannte, und wie er seinen Sohn auf das unbarmherzigste verfolgt, bei dem waltete kein Zweifel ob, wer sich dieser Schandthat schuldig gemacht; es fehlte aber an triftigen Beweisen, und man hütete sich wohl, diesen Verdacht laut auszusprechen, um nicht von dem Marschall als Verleumder gerichtlich belangt und bis aufs Aeußerste verfolgt zu werden.

Die Nachricht von des Lieutenants v. Guy Verschwinden gab der Gräfin den Todesstoß. So lange ihr noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung blieb, schmachtete sie langsam hin, und als dieser erlosch — starb sie. Die Lebensfackel ihres glänzenden, mit so vielfach beneideten Scheinglücke ausgestatteten Daseins verlösch durch die bitteren Thränen ihrer geheimen Leiden; sie starb, im Wortverstande, am gebrochenen Herzen.

Das Begräbniß um Mitternacht.

(Fortsetzung.)

Sie machten sich auf den Weg und gelangten zu einem glänzenden neuerbauten Herrenhause. Der Baronet schien bei Jacksons Antrag verlegen und unmuthig, doch waren seine Worte nicht unfreundlich. Er hörte Jacksons Empfehlung mit Ruhe an, und willigte, wie es schien, ergebungsvoll in die von ihm vorgeschlagenen, für Pierrepoint ungemein günstigen Bedingungen. Alles war in einigen Minuten abgemacht, und dem frühern

Handlungsdiener angezeigt, daß er seine neue Stelle sogleich antreten könne. Als so die Sache in Ordnung war, nahm Jackson Abschied, und wünschte beiden Parteien zu ihrer neuen Bekanntschaft Glück.

Ein vorwurfsvoller Blick aus den Augen des Baronets war die einzige Antwort. Pierrepont fühlte sich durch das rohe Benehmen des Mannes, der ihn hieher gebracht hatte, in Verlegenheit gesetzt und er sprach nun achtungsvoll den Wunsch aus, den Beifall des Sir James zu verdienen, den er zugleich ersuchte, anfangs gütige Nachsicht mit ihm zu haben. Der Baronet aber schien mit seinen Gedanken abwesend, und erwiderte die Rede des jungen Mannes nur mit kalter Höflichkeit, und auf eine Weise, welche deutlich verkündete, daß er die Unterredung nicht zu verlängern wünsche. Wenige Tage aber veränderten die Lage der Sachen, der Eifer und der Fleiß des neuem Sekretairs machten die Aufmerksamkeit seines Gebieters rege, er versicherte Pierrepont seine Zufriedenheit. „Der Charakter des Mannes, der Sie zu mir brachte,“ sprach er, „und dem ich, ohne selbst recht zu wissen warum? manche Freiheiten gegen mich gestattete, ließ mich fürchten, in Ihnen einen rohen, jungen Wüstling zu finden, und so freue ich mich um so mehr, mich durchaus geirrt zu haben.“

„Ihre Güte, Sir James, mich unter solchen Umständen aufgenommen zu haben, verdient meinen wärmsten Dank,“ erwiderte Pierrepont.

„Ich konnte es dem alten Jackson nicht abschlagen,“ entgegnete der Baronet. In diesem Augenblicke trat der Erwähnte herein. „Schön, schön, Du bist ja hier schon ganz zu Hause!“ rief er Pierrepont zu; und zu dem Baronet gewandt: „Ich bin grade in einiger Verlegenheit, Sir James, haben Sie vielleicht zehn oder zwanzig Pfund zur Hand?“

„Ich glaube, nein!“ erwiderte der Baronet.

„Ei was, zehn Pfund haben Sie gewiß! nur her damit, ich will das Uebrige nächste Woche nachholen.“

Pierrepont erstaunte über die Unverschämtheit, mit der dieses Verlangen vorgetragen ward, noch mehr aber als er sah, daß es der Baronet geduldig erfüllte. So wie er das Geld empfangen hatte, entfernte er sich so ungezwungen als er gekommen war. Sir James sah auf seinen Sekre-

tair, so als wollte er erforschen, ob das vertrauliche Benehmen Jacksons ihm aufgefallen sei oder nicht. Er konnte an Pierrepont nichts als Erstaunen bemerken.

Gegen Pierrepont blieb der Baronet immer gleich höflich und freigebig, so wie gegen die übrige Dienerschaft. Seine Wohlthätigkeit dehnte sich noch weiter aus; mit großer Sorge hatte er in einem nahegelegenen Gebäude eine Wohnung für eine an Geisteszerrütung leidende Verwandte einrichten lassen. Dort hatte sich diese mehrere Jahre aufgehalten; anfangs war es dem Diener erlaubt gewesen, sie zu sehen, da aber einige Mal sich hatte einfallen lassen, unanständige Späße zu treiben, so durfte jetzt keiner mehr zu ihr, bis auf eine alte Wärterin. Pierrepont würde sich in seiner Lage völlig zufrieden gefunden haben, hätte nicht Jacksons Benehmen ihm unangenehme Empfindungen verursacht, denn selten verging eine Woche, ohne daß er seine Gelderpressungen wiederholt hätte. Der Baronet schien nur selten erzürnt über dies Verfahren. Dem Sekretair kam es jeden Tag unbilliger vor, und er hielt es für seine Pflicht, als er sich eines Tages allein mit Jackson befand, diesem Vorstellungen deswegen zu machen.

„Ich bekümmere mich den Henker um des Baronets Unwillen,“ fuhr Jackson heraus, „gieb Du nur auf Deine eignen Geschäfte acht, und überlasse mir die meinigen. Der Baronet darf nicht scheel sehen, und wenn ich ihm auch noch zehnmal mehr abforderte!“

„Sind Sie aber dessen so ganz gewiß?“

„Ganz gewiß!“ erwiderte Jackson ruhig, „er darf mir nichts abschlagen, was ich zu begehren für gut finde!“

„In der That seltsam,“ bemerkte Pierrepont.

„Aber doch wahr,“ versicherte Jackson; „er könnte sich eben so gut aufhängen, als mich zu seinem Feinde machen.“

Pierreponts Erstaunen vermehrte sich und der Gedanke kam ihm in den Sinn, daß der Baronet vielleicht irgend eines Verbrechens schuldig sein könnte, welches Jackson zu entdecken in seiner Gewalt hätte. „Sie sprechen,“ nahm er demnach das Wort, „so, als besäßen Sie in seiner Rücksicht ein Geheimniß, dessen Entdeckung ihn zu Grunde richten würde.“

„Könnte sein,“ antwortete Jackson; „indef, wenn ein Verbrechen begangen ward, so geschah es früher, als er selbst Unheil zu stiften im Stande war — und ich beging es. Er weiß das recht gut — und bezahlt mich, damit ich freundlich gegen mich selbst gesinnt bleibe — das heißt: er unterstützt mich dann und wann, um mich zu verhindern, meine eigene Schelmerei zu verrathen.“

Das Haus, von dem Pierrepoint ein Bewohner geworden war, stand nur etwas von der Landstraße entfernt, in früheren Jahren hatten es aber die Denvilles vorgezogen, den öffentlichen Blicken weniger ausgesetzt zu sein, und zwischen ihrem sonstigen Wohnsitz und dem neuen Gebäude lag wenigstens ein Viertelmeile. Das alte Herrenhaus war nach und nach in Verfall gerathen, und später nur noch als Stall gebraucht; endlich aber sank es dergestalt in eine Ruine zusammen, daß man es selbst zum Viehstalle zu schlecht hielt. Von dem alten Gebäude war fast nichts mehr übrig, als ein alter Thurm, die Mauern, die ihn früher mit dem Herrenhause verbanden, waren bis auf eine Stelle, an der ein Gärtnerhäuschen angebaut war, ganz verfallen. Dieser einsame Thurm war mit Epheu überwachsen, das Innere desselben aber in noch ziemlich guten Stande, denn Sir James hatte Befehl gegeben, es zur Wohnung für die früher erwähnte Geistesranke auszubessern. Pierrepoint hatte kaum einige Tage in seiner neuen Lage verlebt, als die Neugier ihn trieb, die Ruine in Augenschein zu nehmen. Als er sich ihr aber näherte, machte die furchtbare, mistönende, zu ihm herunterschallende Stimme ihrer Bewohnerin einen so schmerzvollen Eindruck auf ihn, daß er seine Schritte schnell wieder rückwärts lenkte, und keine Lust spürte, seinen Besuch zu wiederholen. Nach einiger Zeit ging Sir James nach der Hauptstadt. Er war schon länger als eine Woche abwesend, und Pierrepoint, dem dadurch manche Müße ward, strich oft Stundenlang in der Gegend umher. So führte ihn der Zufall eines Nachmittags durch einen waldigen Theil des Parks zu dem alten Thurm, den er zu vermeiden bemüht gewesen war.

Er horchte auf die furchtbaren Töne, welche ihn früher erschreckt hatten, doch er vernahm sie nicht. Das Geheul der Winde, welche diese Ruine zum Tummelplatz ihrer Wuth gewählt zu ha-

ben schienen, peitschten jene vielleicht von seinem Ohre zurück. Indessen, im Begriff nach Hause zurückzukehren, um nach dem geliebten Richmond zu schreiben, hatte er kaum einige Schritte gethan, als ein schwaches Geschrei von dem Thurme her sich mit dem Geheul des Windes zu vermischen schien. Pierrepoint vermuthete, es rühre von der Geistesranke her, die Töne aber waren ganz verschieden von denen, die er einst gehört hatte. Er hielt seine Blicke fest auf das Gebäude gerichtet, da bemerkte er, wie aus einer der Schießscharten eine Hand zum Vorschein kam, die sich gleich darauf wieder zurückzog, doch dabei etwas fallen ließ, welches von dem Winde bis vor Pierrepoint getragen ward; unwillkürlich schritt er darauf zu, und erblickte, wer malt sein Erstaunen, einen aus Stroh geflochtenen Buchstaben H — zu seinen Füßen. Die Erinnerung an seine letzte, an Harriet gerichtete Bitte, ihm, wenn sie seines Schutzes bedürfe, auch nur den Anfangsbuchstaben ihres Namens zu senden, erstieg mit Riesengewalt in seiner Seele; eine Mittheilung, wie er sie verlangt hatte, wehte jetzt zu ihm von dem Thurme her, in dem, wie er glaubte, eine Wahnsinnige verwahrt würde. Seltsame Ideen durchkreuzten sein Gehirn, die geheimnißvolle Gewalt, welche Jackson über den Baronet ausübte, der Wink des erstern, daß der neue Sekretair gut thun würde, vor Letzterm seine Bekanntschaft mit Burleighs geheim zu halten, alles dieses schien ihm, er wußte selbst nicht warum, in Verbindung mit dem Vorfall zu stehen, der ihn in ein so unendliches Erstaunen versetzte. Seine Blicke weilten noch späher auf dem Thurme, da erschien die Hand aufs neue, und es ward wieder herabgeworfen, ein plötzlicher Windstoß führte es indef hinweg; ein viertes hatte erst ein glücklicheres Loos, und erreichte den Ort seiner Bestimmung. Es war der Buchstabe P — und Pierrepoint wußte anfangs nicht, was er aus dieser Sendung machen sollte. Endlich aber fiel ihm ein, daß ja der Anfangsbuchstabe seines eigenen Namens es sei, und daß, wenn Harriet wirklich seine unbekanntete Korrespondentin wäre, sie das erste Zeichen herabgeworfen habe, um ihn von ihrer traurigen Lage zu benachrichtigen, während das zweite vielleicht verkünden sollte, daß sie um seine Gegenwart wisse. Was aber hatten die verloren gegangenen Zeichen sagen wollen, die

vermuthlich mit den empfangenen in Verbindung standen? Als er darüber nachsann, fiel abermals ein H — zu seinen Füßen nieder, und von dem Thurme aus schien eine neue Mittheilung unterwegs, da hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Er wandte sich und sah einen Diener schnell auf sich zu eilen: „Herr Pierrepont,“ rief ihm derselbe zu, „Sir James wünscht Sie sogleich zu sprechen, kommen Sie, kommen Sie!“

Pierrepont, über die Eile des Dieners erstaunt, blickte noch immer nach dem Orte hin, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, indem er fragte; „Ist denn Sir James zurückgekehrt?“

„Eben jetzt,“ antwortete der Diener, „da kommt er selbst Sie aufzusuchen.“

Pierrepont sah sich um und erblickte den Baronet, welcher athemlos auf ihn zukam.

„Pierrepont, lieber Pierrepont!“ rief er, „ich habe Sie um eine große Gefälligkeit zu bitten. — Aber was zog Sie denn — ich will fragen, was führte Sie — wie kamen Sie denn hierher? Was halten Sie denn da in ihren Händen?“

„Der Zufall lenkte meine Schritte hierher,“ entgegnete Pierrepont.

„Der Zufall, ein bloßer Zufall?“ wiederholte der Baronet: „und was haben Sie denn da?“

„Ein Paar Buchstaben die ich fand, künstlich aus Stroh geformt,“ antwortete der Sekretair.

„Buchstaben? Buchstaben?“ fragte der Baronet mit einem Ausdruck von Erstaunen und nicht ohne Verlegenheit. „Buchstaben, weiter nichts? wie viele sinds? lassen Sie doch einmal sehen.“

Pierrepont klagte in seinem Herzen, die erhaltenen Zeichen nicht vernichtet zu haben, und nur zögernd reichte er sie hin.

„Armes beklagenswerthes Geschöpf!“ rief der Baronet, indem er seine Blicke mit einem Ausdruck von Kummer auf den Thurm richtete; „Sie sehen, wie hoffnungslos die Leiden der Dulderin sind; ihre Qualen aber lassen mich fast vergessen, weshalb ich Sie aufsuchte. Ich habe so eben die Nachricht empfangen, daß der Jackson todtkrank darnieder liegt, und aller Wahrscheinlichkeit nach die Nacht nicht erleben wird. Sie wissen, wie viel ich trotz seiner Sonderbarkeiten auf ihn halte, ich

eilte auf der Stelle zu ihm, fand ihn aber sprachlos.“

„In der That,“ fragte Pierrepont, „ist sein Zustand so gefährlich?“

„Das ist er,“ erwiderte Sir James, „ich habe ein Pferd satteln lassen, und bitte Sie es zu besteigen, und so schnell als möglich nach Nottingham zu eilen. Dort wohnt ein Arzt, Namens Fitz Esborn, den Sie leicht ausfindig machen werden, und der den armen Jackson Hülfe bringen wird, wenn sie anders noch möglich ist.“

„Ihre Menschenfreundlichkeit soll durch keinen saumseligen Boten vereitelt werden,“ erwiderte der Sekretair und eilte dem Hause zu, das ihm übertragene Geschäft zu vollziehen.

Nach wenigen Minuten schon saß er auf dem schnellsten Renner des Baronets, und flog nach Nottingham. Trotz der Eile des Geschäfts aber richteten sich dennoch Pierreponts Gedanken immer auf die unglückliche Bewohnerin des Thurms; er konnte sich nicht überzeugen, daß es die Geisteskrankte sei, die ihm jene Mittheilungen gesandt habe; der Verdacht aber, daß Harriet dort gefangen gehalten würde, warf einen schwarzen Schatten auf den Charakter des Baronet, daß eine solche Vermuthung fast sinnlos schien. Die Wahnsinnige hatte den Thurm überdem schon Jahrelang bewohnt, alle Diener hatten sie gesehen, und man wußte, daß sie sich die Zeit mit Stroharbeit vertreibe. Wenn er alles dieses bedachte, schien es ihm wahrscheinlich, daß es die Verwandte des Sir James gewesen sein müsse, welche jene Buchstaben absichtlich hinabgeworfen hätte. Die Menschenfreundlichkeit seines Herrn konnte er nicht in Zweifel ziehen, sie war aufs Neue durch die ängstliche Sorge bewiesen, die er jetzt in Rücksicht seines unaufhörlichen Quälers Jackson an den Tag legte. Dieses Benehmen steigerte die Achtung, die er bisher für den Baronet empfunden hatte, aber wie sehr er ihn auch bewunderte, wie sehr ihm auch daran gelegen war, daß Jacksons Leben, von dem seine eigene Zukunft abhängen schien, erhalten würde, die auf so seltsame Weise von der Bewohnerin des alten Thurms in den Weg geworfenen Buchstaben kehrten dennoch immer wieder und wieder in seine Erinnerung zurück.

Pierreponts Ahnung war nicht ungegründet; Harriet, die liebliche Tochter des unglücklichen Anwalts, war wirklich die Bewohnerin des alten Thurms. Auf der Besuchsreise, die sie, wie sie Pierrepont, als sie ihn zum letztenmale sah, berichtete, in Gesellschaft ihrer Mutter unternehmen wollte, ward sie in der Nacht von der Seite derselben entführt, und, von einem Vermummten begleitet, eine weite Strecke fortgebracht, bis der Räuber mit seiner Beute vor einem Thurme anlangte, dessen Pforte sich auf sein Gebot sogleich öffnete. Harriet ward eine Wendeltreppe hinaufgetragen, deren steinerne Stufen sehr verfallen waren. So wie die Pforte des Thurms sich hinter ihr geschlossen hatte, waren Mund und Hände von den Banden befreit worden, eine Vergünstigung, welche ihr indeß nur wenig Trost gewährte, da sie verkündete, daß ihr Räuber fernere Vorsicht für überflüssig hielt. Sie hörte jemand kommen, ob es aber ein Mann oder ein Weib sei, wußte sie nicht, dennoch aber rief sie halb bewußtlos: „Hilfe, Hilfe!“ Nachdem sie die sehr dürftig erleuchtete Wendeltreppe herauf war, kam sie in eine kleine Küche. Ein ältliches Weib stand da, mit einem Lichte in der Hand, theilnahmslos auf die Unglückliche blickend, als sie an ihr vorüber geschleppt ward. „Seid Ihr ein Weib, — habt Ihr menschliches Gefühl: — so steht mir bei, rettet mich!“ jammerte Harriet; aber ihre Worte schienen ungehört zu verklingen, und sie ward nun eine zweite Wendelstiege hinangetragen, und in ein kleines Gemach gebracht, dessen ganzes Geräth aus einem Stuhle, einem kleinen Bette, einem Tische und einem alten Schranke bestand; dieses Gemach war grade über der Küche gelegen. Am Ziele angelangt, warf der Räuber den Mantel, der ihn verhüllte, von sich, trocknete sich den Schweiß von der Stirn, und richtete einen triumphirenden Blick auf die arme Harriet, welche — wer vermöchte ihr unendliches Erstaunen schildern! bei dem schwachen Schimmer der Lampe, die von der Decke des Gemachs herabhing, — Sir James Denville erkannte. Bei dem Anblick eines Menschen, den sie als Freund zu betrachten gewohnt war, schien sich ihr Schrecken in etwas zu mindern; sie hatte gefürchtet, in irgend eine Räuberhöhle geschleppt worden zu sein, und so gewann sie nun einigen Muth wieder, und fragte in einem Tone des Vorwurfs:

„welches Recht hatten Sie, Sir James, mich auf diese Weise von meiner Mutter zu trennen?“

„Das Naturrecht,“ antwortete der Baronet, „das heilige unbestreitbare Recht der Natur, welches dem Dulder erlaubt, den Kampf mit der Grausamkeit verzweiflungsvoll zu bestehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sind Sie in der That so schwer von Begriffen? Liegt denn etwa meine Handlung nicht klar am Tage? sind Sie über Ihre Lage, über den Ort, wo Sie sich befinden, wirklich in Ungewißheit?“

„Aus ihren Augen flammt Leidenschaft, und Ihre Sprache verkündet geheimnißvolle Schrecken,“ erwiderte Harriet mit bebender Stimme. „Sie haben sich bisher nur immer als gütiger, theilnehmender Freund gezeigt, wollen Sie sich dieses ehrenvollen Namens verlustig machen?“

„Um Ihetwillen opfere ich Ehre, Namen und die Welt!“

„Um Gotteswillen bedenken Sie!“

„Ich habe bedacht,“ entgegnete der Baronet, „und brennende Begierde und verzehrende Gluth sind die Resultate meines Nachdenkens. — Mein Herz lag lange Zeit in Ihren Banden, wie Sie jetzt in den meinigen; soll ich Ihnen erzählen, welche Gnade es bei Ihnen fand? Soll ich Sie an die kalte Abneigung, an den höflichen Haß, an die lächelnde Verachtung erinnern, womit meine aufrichtige Liebe zurückgewiesen ward? Soll ich dieses alles in Ihrem Gedächtniß auffrischen, damit Sie erfahren, was Sie von Sir James Denville, dem nunmehrigen Herrn Ihres Schicksals, zu erwarten haben?“

„Wie!“ rief Harriet, „von dem Freunde meines Vaters muß ich solche Behandlung erfahren!“

„Ja, ja! so ist’s!“ erwiderte der fürchterliche Mensch, „und nicht zum erstenmal trifft Sie dieses Loos. Sie waren schon einmal in meinen Händen, ein Glück wäre es für Sie gewesen, hätte der unbekannte Narr sich nicht darein gemischt. Ihm verdanke ich jetzt meinen Triumph; indem er statt meiner in das Boot trat, vereitelte er zwar damals mein Unternehmen, aber er lehrte mich gleiche List anwenden, statt Ihrer Mutter stieg ich in den Wagen und mein war der Sieg!“

Harriet antwortete nur durch einen Seufzer. Der Baronet fuhr fort: „ich liebte Sie mit unendlicher Leidenschaft, für Sie hätte ich alle Schätze der Erde hingegeben; Ihr Vater wußte es und verwarf mich dennoch. Sie folgten seinem Beispiele, jede Hoffnung vertilgend, die seine Grausamkeit mir gelassen hatte. Für mich hatte die Schöpfung nur einen Gegenstand des Verlangens werth, dieser eine aber ward mir vorenthalten. Was blieb mir, dem Verachteten, übrig, als in Rachegefühl aufzulodern?“

„Noch ist es nicht zu spät Ihren Fehler wieder gut zu machen,“ sprach Harriet, „bringen Sie mich ohne Verzug zu meiner Mutter zurück, und nie, nie soll ein Laut rücksichtlich Ihrer That über meine Lippen kommen.“

„Sie flehen vergebens,“ entgegnete der Baronet. „Nein, nein, der Wolf hält seine Beute gefaßt, er läßt sie nicht fahren. — Aber Ihre Thränen rühren mich, und so groß ist die Macht Ihrer Reize, daß sie mich bewegt, den Triumph aufzugeben, den ich beabsichtigte, unter der Bedingung nämlich, daß Sie meine Gattin werden. Was diese Nacht vorgefallen, kann leicht entschuldigt, alle Hindernisse können leicht beseitigt werden; in weniger als vier und zwanzig Stunden führe ich Sie als Lady Denville in die Arme Ihrer Mutter zurück.“

„Ohne ihre Einwilligung, Sir James, kann ich keinen Gatten wählen,“ erwiderte Harriet nach einer kurzen Pause.

„Das sind Ausflüchte“ — rief der Baronet; „ich habe nur noch wenige Minuten hier zu verweilen. Ihre Antwort also: ja oder nein?“

„Eine kurze Bedenkzeit,“ bat die Unglückliche; „das Weib, das vor Gottes Altar dem Mann, der sie dorthin führt, feierlich Liebe schwört, wird eines furchtbaren Meineides schuldig, wenn —“

„Wenn sie ihn haßt und verabscheuet, nicht wahr?“ unterbrach sie der Baronet; „erinnern Sie sich, daß Sie in meiner Gewalt sind?“

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!“ jammerte Harriet; „bedenken Sie die Folgen Ihres Schrittes, Entdeckung kann nicht ausbleiben.“

„Da irren Sie sich,“ antwortete der Baronet; „ich habe für alles gesorgt; bis 2 Uhr gestern war ich in London, und noch vor Nachmittag werde ich

schon wieder dort sein, so daß der Verdacht Ihrer Entführung durchaus nicht auf mich fallen kann.“

„Grausame, grausame Kunstgriffe! Wollen Sie auf Ihre Seele ein so ungeheures Verbrechen laden?“

„Meine Seele, wenn ich anders ein solches Ding besitze,“ unterbrach sie der Baronet, „soll mir Genuß erkaufen, und beim Herrscher der Hölle, ich will sie nicht umsonst hingeben. Ich schwinde mich auf mein rasches Roß und eile nach London. Dort soll Verstellung ihre Rolle spielen; Thränen sollen Ihrem Unglück fließen, und mein Mund soll dem Berruchten fluchen, der Sie einer geliebten Mutter entriß! — Dann kehre ich zurück, zu erndten, wo ich gesäet!“

„Ungeheuer!“ rief Harriet, und die tiefe Betrachtung, die sie gegen den Elenden empfand, schien sie über ihr Unglück zu erheben. „So schreckenvoll auch Deine Drohungen sind, Deine Macht ist beschränkt; ehe Du Deinen schändlichen Zweck erreichst“ —

„Will ich sterben — nicht wahr,“ unterbrach sie der Bösewicht. „Das sind Phrasen einer Romanheldin; Sie sind unwiederbringlich meiner Rache hingegeben.“ Mit diesen Worten stürzte er zum Zimmer hinaus, und verschloß die Thür sorgfältig hinter sich; Harriet hörte, wie Außen große schwere Riegel vorgeschoben wurden, und in athemloser Angst sank sie auf ihren Sitz zurück; als sie sich indeß etwas wieder erholt hatte, fielen ihre Blicke auf ein, an der innern Seite der Thür angebrachtes Bret, als sie es aber näher untersuchen wollte, verlosch ihre Lampe und sie befand sich nun in völliger Dunkelheit. Von den furchtbaren Begebenheiten der Nacht fast vernichtet, blieb Harriet bewegungslos auf ihrem Sitz, bis die ersten Strahlen der Morgensonne den Weg durch vier kleine Fenster fanden, die an dem obern Theile des Gemachs angebracht waren. Die Tageshelle gab ihr ihren Muth wieder, und ihr erster Gedanke war nun auf eine Flucht zu sinnen, noch bevor Sir James sie wieder mit seiner Gegenwart erschrecken würde. Wenn sie aber auf die schwarzen Wände blickte, die sie umgaben, schien jede Rettung unmöglich, und ihre Hoffnung verschwand eben so schnell wieder, wie sie entstanden war. Schon die Fenster zu erreichen erforderte Anstrengung, und dennoch wünschte sie hinaus zu schauen, hoffend, irgend einen Gegenstand zu erblicken, der

sie belehren könnte, wohin man sie eigentlich gebracht hatte. Nicht ohne Schwierigkeit schob sie demnach den schweren Tisch an die Wand, stellte den Stuhl auf denselben und stieg hinauf, reichte aber trotz dieser Anstalten, doch nur bis an die untern Scheiben, und konnte nichts als die Gipfel einiger alten Ulmen erblicken, welches ihr den Beweis lieferte, daß ihr Kerker sich hoch über der Erde befinde. Während sie noch so versuchte, etwas mehr von den Gegenständen draußen zu sehen, vernahm sie ein leises Geräusch in ihrem Gemach; sie blickte hinab und sah, wie in der Thüre ein Schieber zurückgezogen wurde: das Gesicht der Alten, die sie in der Nacht gesehen hatte, zeigte sich vor der Oeffnung, und gleich darauf ward ein Korb mit Nahrungsmitteln auf das Bret innerhalb der Thür gestellt. Harriet erbebte, denn sie befürchtete, daß ihr Versuch, zum Fenster zu gelangen, das alte Weib erzürnen und über sie einen noch engeren Gewahrsam herbeiführen möchte, sie stieg demnach eilig herab, und schob den Tisch wieder an die frühere Stelle; die Alte schritt indeß langsam die Treppe hinab, und die Gefangene hörte die Pforte schließen. Kraftlos und erschöpft wie sie war, nahm Harriet etwas Nahrung zu sich, und da sie keine Ursache hatte zu glauben, daß ihre Bewegungen bewacht würden, begab sie sich nun zu einem andern Fenster, von wo aus sie indeß nicht mehr erschauen konnte, als aus dem ersteren. Endlich als sie ihr Gefängniß näher untersuchte, glaubte sie eine verborgene Thüre in der Mauer zu erblicken; ein Hoffnungsstrahl durchzuckte einen Augenblick lang ihre Seele. Diese Thür, dem jetzigen Besitzer des Gebäudes vielleicht unbekannt, konnte möglicherweise zu einem Ausweg führen. Von diesem Gedanken erfüllt, versuchte sie sogleich die neuentdeckte Thür zu öffnen; diese gab nach, und ein tiefes Dunkel erschloß sich ihr, vor dem sie angstvoll zurückbebt. Bald aber faßte sie Muth, sie trat hinein, und kam zu einer aufwärts führenden Treppe, welche, so wie sie weiter hinangelangte, von den hier und da in der Mauer angebrachten Schießscharten ein dämmerndes Licht empfing; oben am Kranze war der Thurm mit einer kleinen Gallerie umgeben, so daß sich Harriet bald in der freien Luft befand; die Enge der Schießscharten vereitelte indeß jede Hoffnung zur Flucht und die Gegend genauer zu beschauen.

Durch drei von jenen erblickte sie nichts als Waldung, die vierte aber zeigte ihr Gegenstände, welche sie denn doch genauer mit der Lage ihres Kerkers befannt machten, und sie zweifelte nun nicht länger, daß sie eine Gefangene auf dem Landgute des Sir James Denville sei. Der Gedanke, daß Fremde an dem Thurm vorüber wandeln könnten, erfüllte ihre Brust mit einer schwachen Hoffnung. Wie aber sollte sie sich dem, dessen Beistand sie auffordern wollte, mittheilen? Schreibmaterialien waren durchaus erforderlich, und diese konnte sie durch niemand anders als die Alte erhalten, welche zu ihrer Bedienung bestimmt schien. Sie stieg daher wieder in ihren Kerker hinab, denn sie glaubte, die Zeit müsse ohngefähr da sein, wo ihr die Alte ein zweites Mahl bringen werde. Kaum war sie unten angelangt, als sich auch schon der Schieber in der Thür bewegte, und eine Hand erschien, welche die Reste des Frühstückes wegnahm. Harriet eilte zu der Oeffnung: „gute Frau,“ begann sie, „laßt mich ein Paar Worte mit Euch reden, ich habe eine Bitte an Euch, die Ihr mir nicht abschlagen werdet.“

Die Alte richtete einen einfältigen nichts sagenden Blick auf sie, schob den Schieber wieder vor, und stieg die Treppe hinab. Nach wenigen Augenblicken näherte sie sich wieder der Thür, und durch die nun erschlossene Oeffnung ward ihr ein Huhn nebst anderer Speise hereingeschoben.

„Nur einen Augenblick Gehör,“ flehte Harriet, mit ihrer Hand das Verschließen des Schiebers verhindernd.

„Was giebt’s?“ fragte die Alte.

„Könnt Ihr mir nicht Dinte, Feder und Papier verschaffen, um mir hier in meiner Einsamkeit die Zeit zu vertreiben.“

„Wie? ich verstehe Euch nicht,“ entgegnete das alte Weib, welches, wie Harriet meinte, ungemain taub war. Sie erhob also ihre Stimme, und machte der Wärterin verständlich, was sie von ihr begehrte.

„Der Herr hat mir wohl von Essen und Wein, nicht aber von Dinte und Papier befohlen,“ war die Antwort. „Ihr Wahnsinnigen wißt nicht was Euch frommt.“

„Wahnsinnig!“ wiederholte Harriet, „ich bin nicht wahnsinnig, gute Alte.“

„Ja, ja, so spricht Ihr oft!“

„Dft?“ fragte die Gefangene, „es ist ja das erstemal, daß ich mit Euch rede; erst gestern ward ich entführt und hierher gebracht.“

„Ja, ja! zurückgebracht, von dem Zauberer, wie Ihr ihn nennt.“

„Glaubt mir, gute Frau, Ihr irrt Euch, ich bin nicht die, welche diesen Thurm bisher bewohnte!“

„Nun wenn auch nicht,“ entgegnete die Alte, „Ihr wißt, mir gilt es gleich, ob Ihr wahnsinnig seid oder nicht — das ist des Herrn, nicht meine Sache, wollt Ihr Dinte und Papier, müßt Ihr Euch an den Herrn wenden; er wird morgen wiederkommen.“

Mit diesen Worten ward der Schieber vorgeschoben, und die arme Gefangene sah sich in ihrem Gefängniß nach andern Mitteln um, ihren Zweck zu erreichen. Der Tag aber verging unter vergeblichen Nachforschungen und von Kummer niedergedrückt, sank sie endlich in einen betäubenden Schlummer. Als sie am Morgen erwachte, glaubte sie die Stunde nicht mehr fern, in welcher der Baronet zurückkehren konnte; jammernd schritt sie im Zimmer auf und ab, erfaßte etwas Stroh, welches ihrem Lager entfallen war, und wand es gedankenlos um ihren Finger, da fiel es ihr plötzlich ein, daß sie hieraus ja einen Buchstaben formen könne. Ihr Versuch gelang, und ward dadurch noch erleichtert, daß sie in einem Winkel des Gemachs eine Par-

tie Stroh vorfand. Der Mittag war indeß gekommen, ehe sie die Buchstaben H. E. P. (Hilfe) hervorzubringen im Stande war, und sie eilte nun damit hinauf auf das Dach des Thurmes. Noch hatte sie nicht lange geharret, als sie in einiger Entfernung einen Mann bemerkte, der sich dem Thurme näherte, aber nicht die Livree des Baronets trug. Harriet schauderte bei dem Gedanken, daß es vielleicht dieser selbst sein könnte; die Bäume verbargen ihn einige Augenblicke, endlich aber trat er wieder hervor, und die Gefangene glaubte nun Pierrepoint zu erkennen. Ein unwillkühlicher Schrei des Entzückens entfuhr der Unglücklichen; sie streckte ihre Hand durch die enge Oeffnung und winkte, um die Aufmerksamkeit des Wanderers rege zu machen. Sie hoffte, daß dieses ihr gelungen sei, und warf nun einen Buchstaben nach dem andern hinab; zwar konnte sie nicht sehen, wohin diese fielen, aber sie bemerkte, daß der Mann unten, den sie für Pierrepoint hielt, sich nach verschiedenen Richtungen hinbewege, und daß er etwas vom Boden aufhob, und es mit Theilnahme zu betrachten schien. Plötzlich aber kam ein anderer Mann auf ihn zu, in dem Harriet ganz deutlich den Baronet erkannte; sie sah, wie der, dessen Beistand sie aufgefodert hatte, ihm das Aufgehobene hinreichte, und sich dann mit ihm entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsfeier.

Im Morgenstrahl umglänzt die Flur,
Vom Schnee so weiß umschleiert,
Und stille schweiget die Natur,
Als ob sie Sonntag feiert.

Zum blauen Himmel hoch empor
Beginnt es laut zu schallen,
Vom nahen Thurm im Silberflor
Die Kirchenglocken hallen.

Und Orgelklang erbraust daher,
Die Töne sanft entgleiten,
Mich faßt' ein Sehnen groß und schwer
Nach längst vergangnen Zeiten.

Ich dachte meiner Knabenzeit,
Das waren Sonntagsklänge!
Mir ward das Herz so groß, so weit,
Und wieder dann so enge!

Bin lange nicht, o lange nicht
Im Gotteshaus gewesen,
Hab' lange nicht, ja lange nicht,
In Gottes Wort gelesen.

Mir ward's so wunderbar im Sinn,
Ich stand, dem Ton zu lauschen,
Als zöge mich zur Kirche hin
Der Orgel fernes Rauschen.

Vor meine Seele trat ein Bild,
Ein Bild aus alten Zeiten,
Es hat mit Wehmuth mich erfüllt,
Ich wußt' es nicht zu deuten.

Ich hab' es lange angesehen,
Wie es so freundlich scheint,
Ich glaub', ich will es nur gestehn,
Ich glaub', ich hab' geweinet!

O glaubensvolle Kindeszeit,
Mich that nach dir verlangen,
Wo ich beim festlichen Geläut'
Ins Gotteshaus gegangen!

Es rief mich laut der Orgelton,
Es waren alte Lieder,
Du ferne Zeit, die längst entflohn,
O fehr' mir heute wieder!

Und leise fühl' ich mich so tief
Von Andachtswahn durchdrungen,
Die Glocke, die als Kind mich rief,
Sie hat mir heut' geklungen!

Im Sonnenglanze lag die Flur
Bedeckt vom weißen Schleier —
Im kalten Tempel der Natur
War stille Sonntagsfeier!

Die Sterne.

Zwei Sterne sah ich blinken
So rein, so blau und klar,
Sie schienen mir zu winken:
Dein Herz ist in Gefahr!

Zwei Lippen sah ich röthen,
Sie wie die Rose lacht,
Mir war's, als ob sie flehten:
O nimm dein Herz in Acht!

Zwei Wangen, deren Weiße
Dem Marmorsteine gleich,
Sie mahnten mich so leise:
O hüte, hüte dich!

Und dennoch schaut' ich immer
Und sah' das Herz mir wund,
Der Wangen Lilien-schimmer,
Den kleinen süßen Mund.

Und immer schaut' ich trunken
Der lieben Sterne Schein,
Und saugte tief versunken
In Lust die Strahlen ein.

Drum blinken sie noch immer
Mir in der Seele zu,
Drum find' ich nimmer, nimmer
Vor diesen Sternen Ruh!

Die Sängerin.

Das Meer erbrauset um Mitternacht,
Und machtvoll brandend am Ufer kracht
Das Heer der donnernden Wogen.
Es singt ein gewaltiges Lied der Sturm,
Und schäumend umrauschen den Felsenthurm
Die Wasser im wallenden Bogen.

Vom Thurm da schauet ein Mädchen schlank,
Ihr junges Herz in der Brust ist krank,
Ihr schönes Auge ist trübe.
Die Winde zermöhlen ihr braunes Haar,
Sie singt zur Harse so wunderbar
Ein dunkles Lied von der Liebe.

Das Lied voll trauriger Wehmuth schallt,
Ergreift die Sängerin mit Gewalt,
Im Auge glänzet die Zähre.
Und lauter erbrauset der Wogensang
Die Winde sie tragen den Harsenklang
Hinaus zu dem schäumenden Meere.

Der Seemann, der in dem Sturme bebt,
An Norwegs felsiger Küste schwebt,
Er hört die Sängerin singen.
Er horcht in Sturme dem wilden Lied,
Das laut wie der Sturm in die Weite zieht,
Bis ferne die Töne verklingen.

Und als am Morgen verbraust der Sturm,
Da schaut der alternde Felsenthurm
Der Wasser ruhige Fülle.
Erstarrt ist der Sängerin weiße Hand,
Gesunken die Stirn auf der Harse Rand —
Ihr Herz und die Wogen sind stille.

Schleswig-holstein.

5.

Feuilleton.

Elastische Stahlmöbeln. Bei einer Versammlung des niederösterreich. Gewerbevereines in Wien waren von Hrn. Christian Haumann patentirte elastische Stahlmöbeln ausgestellt. Sie sind zum Zusammenlegen und so kompendiös zum Verpacken eingerichtet, daß man ein Kistchen, worin ein Sopha

eingepackt ist, sehr bequem unter den Arm nehmen kann. Eine Kiste für Sopha, 2 Fauteuils und 6 Sessel hat 6 Schuh Länge, 3 Schuh Breite und 2½ Schuh Höhe. Von den freilich aus kostspieligem Material fabricirten Stühlen kostet einer 40 fl. C. M.

Acht Tage

aus

Phylineus Leben.

(Selbstbekenntniß.)

Am Sonntag sang' ich, tanzte und lachte,
 So froh mir nicht der Montag schwand,
 Der Dienstag mich noch ernster fand,
 Dann für die Zukunft Plan' ich machte,
 Doch weil man nichts dabei gewinnt,
 Ward ich am Mittwoch wieder heiter,
 So unbefangen wie ein Kind;
 Am Donnerstag trieb ich's noch weiter,
 Denn auf Eroberung ich sann,
 Am Freitag ich — ein gutes Zeichen! —
 Ein feurig Jünglingsherz gewann,
 Am Samstag ließ ich mich erweichen,
 Was ich bis heute noch bereu';
 Am Sonntag ward mir's ungetreu!

J. F.

Dorat, der Pindar seiner Zeit, heirathete in seinem hohen Alter ein Mädchen von 19 Jahren. Als ihm seine Freunde darüber Vorwürfe machten, erwiderte er: „ich will lieber, daß ein reiner blank geschliffener Degen mir das Herz durchbohre, als ein altes verrostetes Eisen.“

Noble Passionen. Herzog Karl III. von Mantua konnte sich an nichts mehr ergötzen, als wenn er recht ausgeschimpft wurde. Zu dem Ende verkleidete er sich, neckte die Leute, zerbrach Gläser, Töpfe etc. und hatte dann seine Freude daran, wenn alles auf ihn los zankte und schimpfte. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel fand ungemein viel Vergnügen daran, mit eigener hoher Hand Dachsen zu schlachten.

Bange machen gilt nicht. In No. 97 vom 25. April der Spenerschen Zeitung liest man: „ein in der kirchlichen Geschichte Berlin's unerhörtes Ereigniß hat sich in den letzten Tagen dieser Woche zugetragen. Seit acht Tagen sind zwei und zwanzig Personen, bisher der protestantischen Confession angehörig, zur katholischen Kirche übergetreten. Am Freitag*) nahmen achtzehn bisherige Protestanten unter Ablegung der Beichte vor dem Kaplan Herzog, sämmtlich weiblichen Geschlechts, das Abendmahl. Gestern**) convertirte der Kaplan

*) Den 23. April.

**) Den 24. April.

Franke drei Protestanten, unter diesen zwei Frauenzimmer und der Missionsvicar Müller im katholischen Krankenhause eine. In der Hauptstadt des protestantischen Deutschlands ist eine Conversion in dieser Ausdehnung noch nicht vorgekommen.“

Zwei und zwanzig Abtrünnige drohen der evangelischen Kirche noch nicht den Untergang unter so vielen tausend evangelischen Christen, und darunter sind sogar einundzwanzig weiblichen Geschlechtes. Es ist also sehr problematisch, ob sich nicht bei ihnen ein altes wahres Sprüchwort bewährt, das mit den Worten endet: „alte Betschwestern.“ — Ein böshafte Gerücht ist gar verbreitet: daß die convertirte Patientin hinter Königs Mauer gewohnt hat; dann freilich wäre diese Acquisition nicht zu beneiden.

Selbst, daß eine Gräfin Hahn-Hahn, ein Herr v. Florencourt und einige Andere zum Katholicismus übergetreten sind, wird hoffentlich keine nachtheiligen Folgen für die freien Bekenner der evangelischen Lehre haben, vielmehr ihnen zur Warnung dienen, mehr wie früher auf ihrer Hut zu sein.

Nicht diese einundzwanzig convertirten Frauenzimmer werden der evangelischen Kirche gefährlich werden, wären sie auch alle so schön, wie die medicische Venus — man gönnt sie ohne Neid den zum Eölibat verurtheilten Dienern, Missionairen etc. als Haushälterinnen — wohl aber die Jesuiten, weil es ganz das Ansehen gewinnt, als sollte die Prophezeiung ihres Generals Lorenzo Ricci in Erfüllung gehen. *) Es wird freilich immer ein steter Kampf gegen diejenigen sein, welche den schauderhaften Grundsatz aufzustellen sich nicht gescheut haben, daß der Zweck die Mittel adle, da die Evangelischen oder Protestanten — denn sie protestiren gegen jede unsittliche und mit den Lehren des Heilands in Widerspruch stehende Lehre — nur auf Waffen beschränkt sind, welche ihnen ihre Sittlichkeit und ihr makellofes Gewissen erlaubt; aber es gibt einen Trost, frommes Gottvertraun, und es läßt diejenigen, welche ihn in einem reinen Herzen nähren, nicht zu Schanden werden. Alle Machinationen eines gewissen Hofpredigers in Darmstadt haben keine giftigen Früchte getragen, und wenn auch jetzt ähnliche Erscheinungen sich zeigen sollten, so wird es auch nicht an muthigen Herzen fehlen, die sie entlarven.

*) Diese Prophezeiung vom Jesuitenorden lautet:
 Wir haben uns eingeschlichen wie Lämmer,
 Wir werden regieren wie Wölfe,
 Man wird uns verjagen wie Hunde,
 Wir werden uns verjüngen wie Adler.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.